In freier Stunde

Die beiden Merks

(Schluß.)

Eine Schulgeschichte von Hans Eschelbach

„Ich zweifle nicht daran, Herr Königsdorf. Ich werde also die nötigen Schritte tun. Bis zu Ihrer Ernennung schweigen Sie, bitte, darüber. Wie gesagt, ich habe das Empfinden, Sie kommen an den richtigen Platz. Ich gratuliere Ihnen!"

Die Kollegen waren erstaunt, daß der sonst so offene junge Lehrer sich über seinen Besuch beim Schulrat in tiefes Stillschweigen hüllte.

„Der hat seinen Tee!" sagte Herr Schultze, und Herr Hinkel behauptete, vom Sekretär des Schulrats zu wissen, daß Herr Königsdorf außergewöhnlich lange im Arbeitszimmer des Schulrats geblieben sei und einen gewaltigen Rüffel bekommen habe.

„Leg keine faulen Eier, Hinkel!" sagte Herr Stark. „Wenn das so wäre, hätte er mir längst etwas davon gesagt."

Einige Wochen später verkündete Peters, Königsdorf sei befördert, und zwar jedenfalls zum Seminarlehrer.

Herr Hinkel war sprachlos über diese Ungerechtigkeit. „Die dümmsten Bauern haben die dicksten Erdäpfel!" sagte er endlich.

„Nimm eine Prise auf den Schrecken! Starker Tobak, was?" lachte Stark. „Fridolin, tröste dich. Wenn der Seminarlehrer wird, wirst du vielleicht noch Kreisschulinspektor in Ostpreußen. Ein blindes Hinkel findet auch ein Korn!"

Zu seiner Genugtuung konnte Herr Schultze aber schon am anderen Tage das Gerücht über die Beförderung richtigstellen und mitteilen, Königsdorf würde nur Lehrer an einer Besserungsanstalt, der Schulrat habe ihn „fortgelobt". In der Besserungsanstalt könne er seinen Lieblingen, den Merks, ja gleich einen Platz aufbehalten, denn die kämen ja doch über kurz oder lang in eine Besserungsanstalt oder ins Zuchthaus.

Der Abschied Königsdorfs von seinem alten Wirkungskreise war etwas frostig. Leute, die so eigenmächtig versuchen, gegen den Strom zu schwimmen, lassen keine Lücke, wenn sie gehen. Königsdorf fühlte, wie der Wind wehte; bis herab zum Schulsergeanten und zum Pedell fühlte er es. Nicht einmal die große, eingerahmte Photographie des Schulhauses, die man versetzten Kollegen immer schenkte, hatte man ihm gegeben.

„Ich kondoliere zu der Versetzung!" sagte Herr Schultze beim Abschied.

„Desgleichen! Desgleichen!" riefen Wirbel und Hinkel.

„Nein, euch kondoliere ich, weil ein so prächtiger Kerl wie der Königsdorf von euch geht!" sagte Stark und fuhr sich mit der Hand über den roten Kopf.

„Sehr gut, Reinecke, sehr gut!" rief Herr Wirbel und lachte.

Anders war der Abschied in der Anstalt von den beiden Merks gewesen; die hatten helle Tränen geweint und die Hand des jungen Lehrers gar nicht losgelassen. Von den beiden Kindern schied Königsdorf mit schwerem Herzen und erinnerte sich dabei eines Satzes aus einer Sentenzensammlung: „Der Ort, an dem das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht haftet, ist unsere Heimat, und wenn wir von ihm scheiden, ist es uns, als zögen wir in die Fremde."

Am meisten Sorge hatte ihm zuletzt noch der Vater der beiden Kinder gemacht, der in finsterem Haß geschworen hatte, Rache an dem Schuft zu nehmen, der ihm sein Familienglück zerstört. Aber der Mensch war schon seit Wochen aus der Stadt verschwunden und niemand wußte, wo er geblieben war. Jetzt war er der Rache Merks für immer entrückt; denn man hatte ihn einige Wochen nach Karneval in Fastnachtskleidern als Leiche aus dem Hafen gefischt. Jedenfalls war er während der Fastnachtstage sinnlos betrunken, wie er es oft gewesen, ins Wasser gefallen und hatte so sein Ende gefunden.

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein!" hatte Merk gesagt, als er den unseligen Tod des Ehrlosen erfahren. Er fühlte sich gerächt, zog sich ganz von seinen früheren Genossen zurück und besuchte jeden Sonntag seine Kinder. In den Feierstunden las er die Bücher, die Königsdorf ihm geliehen und fand sein Vergnügen darin, ein Dutzend Tauben zu pflegen und sie vom Taubenschlage aus mit lautem Pfiff zu hohem Fluge anzutreiben.

* * *

Königsdorf fühlte sich in dem Landstädtchen, in das ihn sein neuer Beruf geführt, bald wohl. Er fand ernste Arbeit, aber sie war segenbringend, und er sah ein, daß er wirklich an seinem Platze war.

Eine stille Sorge begleitete ihn aber immer noch: die beiden Merks!

Die waren ja jetzt versorgt in der Anstalt; aber die Anstaltsmauern würden namentlich für Peter doch etwas zu enge und vielleicht noch zu niedrig sein. Es war schließlich doch noch gar nicht so sicher, ob der Junge nicht eines Tages über diese Mauern klettern und seinem Freiheitsdrange folgen würde.

So etwas kam vor; er hatte das vor Jahren schon als stellvertretender Lehrer in der Besserungsanstalt erlebt — mehr als einmal sogar.

Aber es wäre schlimm! Zunächst für den Vater; denn wenn der Junge nun doch noch in die Irre ging — ob Merk die Enttäuschung wohl überwinden oder

sich wieder beim Branntwein trösten würde? Eigentlich wohl nicht; er hatte zu ehrlich abgeschworen. Aber besser ist besser!

Und dann hatte auch Königsdorf selbst die Kinder zu sehr ins Herz geschlossen, um ihrer Zukunft gleichgültig gegenüberzustehen. Ihrethalben hatte er sich in eine schiefe Stellung zu seinen Kollegen gebracht, und was man sich durch Opfer erkauft, das verliert man nicht gern. Die Jungen mußten Raum haben, Freiheit, und wenn sie sich nun in die Anstaltsordnung nicht fügten und ausknissen — es wäre doch wirklich zu schade! Königsdorf hörte schon, wie Herr Schultze hämisch lachte, von „idealem Dusel", „Pack" und „verlorener Liebesmüh" sprach.

Nein, so durfte die Sache nicht enden, lächerlich wollte er nicht erscheinen, seine Aufgabe war noch nicht zu Ende; er hatte A gesagt und mußte nun auch B sagen.

Jetzt saß Königsdorf vor seinem großen, braunen Arbeitstische und sah durch, was ihm der Briefträger in seiner Abwesenheit in den großen Kasten geworfen: Zeitungen, zwei Ansichtskarten, die „Literarische Warte" — aber was war denn das für ein Brief?

Die Adresse war schlecht genug geschrieben, der Umschlag zerknittert und nicht mehr ganz sauber — von wem konnte denn der sein?

Aus dem Briefumschlag fielen drei Zettel. Auf dem ersten stand:

Lieber Herr Lehrer!

Der Joseph hat das Heimweh; aber der Aufseher sagt, das wäre Unsinn. Wenn wir schlafen gehen, weint er immer. Es ist gar nicht schön hier. Wir dürfen nie auf die Straße und Samstags werden wir auch noch gebadet. Mein Bruter weint auch manchmal in der Schule. Er hat aber keine Koppschmerzen. Er weint wegen Euch. Der Lehrer schenkte ihm ein Bildchen, aber er sagt, Sie wären ihm lieber. Hier ist die Tür immer zu. Der Aufseher hat den Schlüssel. Es kann keiner laufen gehen. Ich danke Euch vielmals.

Der Schüler Peter Merk

Der zweite Zettel war noch nicht so groß wie eine Hand und ganz zerknittert. Er enthielt die Worte:

Liper Lärer?

Ihr Tachzimmer wahr schöner wie hier. Der Aufseher ist ein Filu und schännt imer, wänn ich weine. Ich bin pang der Peter läuft hier vort. Aber er Kann nich. Der Aufseher hat den Schlüssel an einem Kättchen. Grus.

Joseph Merk

Der dritte Zettel war fast ganz blau gefärbt. Die heiße Hand des Blaufärbers, die den Zettel mühsam geschrieben, hatte sich deutlich abgedrückt. Merk schrieb:

Geehrter Herr Lehrer!

Die Kinder gaben mir diesen Brief. Ich habe ihn aber aufgemacht und gelesen. Ich bin bange, die Kinder schicken sich nicht. Ich habe auch die Schlechtigkeit hier in der Stadt satt. Wer nicht mit den andern säuft, den ärgern und uzen sie. Können Sie mir keine Stelle auf einem Bauernhof verschaffen. Ich kann mit Pferden umgehen, graben und pflügen, da ich vom Lande bin. Ich möchte die Kinder wieder zu mir nehmen, sie werden ganz scheu hier. Bitte um Antwort mit Hochachtung

Ihr betrübter, dankbarer

Merk, Blaufärber.

Große Windgasse 83, dritter Stock.

Königsdorf seufzte, als er den Zettel gelesen.

„Die armen Kinder! — — Und der Mann! . . . Ob es geht?"

Und es ging.

Ein Unternehmer hatte gerade in der Nähe eine Hühnerzüchterei großen Stiles angelegt und erzählte Königsdorf im Gespräch, daß er noch einen zuverlässigen Mann suche.

Acht Tage später war Merk erster Arbeiter in der Hühnerzüchterei. Er hielt sich gut und heiratete nach Jahresfrist eine brave, kinderlose Witwe, die ein kleines Häuschen und einen schönen Acker mit in die Ehe brachte.

Als Peter aus der Schule entlassen wurde, hatte er eins der besten Zeugnisse. Glückstrahlend brachte er es Königsdorf, der an demselben Tage seine Ernennung als Direktor der Anstalt erhalten hatte.

„Willst du nicht später Aufseher hier an der Anstalt werden?" fragte der neue Direktor seinen ehemaligen Zögling.

„Nein, mein Vater sagte, ich solle Gärtner werden, dann brauchte ich nicht in die Stadt zu kommen; denn böse Beispiele verdürben gute Sitten."

„Um so besser, Peter. Es freut mich, daß du so brav geblieben bist. Und was macht Joseph?"

„Der sitzt in der ersten Bank, der ist noch braver wie ich!" sagte Peter stolz.

„Na, mehr kann man ja nicht verlangen," lachte Königsdorf.

Peter verabschiedete sich mit offenbar gehobenem Gefühl. „Lieb' Vaterland magst ruhig sein!" pfiff er, als er einige Schritte gegangen war. Er pfiff es auf vier Fingern, ein Kunststück, um das ihn all seine Kameraden beneideten.

Königsdorf sah ihm sinnend nach. Die Sonne hatte lange nicht mehr so schön geschienen wie heute.

„Einiges aber fiel auf guten Boden und brachte hundertfältige Frucht!" murmelte er.

Dann ging er in die Anstalt zu denen, denen seine Sorge und Liebe gehörte: zu den Armen und Elenden.

Treue

Erzählung von Thea Rose

In Leonardshall begannen die Bäume ihr Laub zu verlieren. Der Gärtner hatte jetzt zu tun, denn der Herr von Radoll liebte Ordnung. Mit dem frühesten kam er aus dem Hause und schritt Tag für Tag seinen Besitz ab, um nach dem Rechten zu sehen. Ein strenges Regiment hielt er, aber er war gerecht.

Ich lernte den Herrn von Radoll kennen, als wir in der Gegend mit Vermessungen des Forstes beschäftigt waren. Er lud uns in sein Haus ein. Ich werde den Abend nie vergessen, denn er zeigte mir diesen Mann in ganz sonderbarem Lichte.

In seinem Wohnzimmer waren afrikanische Trophäen, und unser Obergeometer, der bei der Schutztruppe gedient hatte, fragte danach.

„Ja," sagte Herr von Radoll, „mit Afrika verbinden mich sehr enge Erinnerungen, sehr enge sogar. Ich hatte einen Freund, der da drüben für mich gestorben ist."

Wir sahen den Sprecher an, und da er uns nun schon soviel angedeutet hatte, mußte er uns die ganze Geschichte erzählen. Sein Antlitz hatte einen bitteren Zug, als er begann.

„Kurt Savern war der treueste Freund, den man sich denken kann. Wir hatten uns vorgenommen, einen bisher noch wenig bekannten Wüstenstrich, der für seine Luftspiegelungen bekannt war, zu erforschen. Ich denke mit Schaudern an diese Tage.

Wir hatten uns verirrt, unsere Vorräte waren aufgebraucht, und wir gingen immer im Kreise. Savern versuchte noch zu scherzen. In den Nächten froren wir entsetzlich, und am Tage fraß die erbarmungslose Hitze an unserem Leben.

Savern ertrug den Durst besser als ich. Und als ich meiner Sinne nicht mehr mächtig war, da schleppte mich der brave Kerl auf seinen Schultern fort, selbst kaum mehr fähig zu laufen.

Und dann entdeckte er eine alte Zisterne, in der ein Rest von Wasser war. Er lud mich ab und schöpfte die wenigen Tropfen aus dem Brunnen. Der gute Kerl war ein Kamerad. Und so flößte er mir das Wasser ein, während er auf das Wunder hoffte.

Das Wunder kam nicht. Eine Karawne fand ihn sterbend. Mich nahmen sie mit, und als ich nach langer Krankheit erwachte, war er schon viele Wochen begraben. Ich danke diesem Getreuen mein Leben. Nicht wahr, meine Herren, Sie verstehen, warum Afrika eine ewige Erinnerung für mich ist?"

Wir verstanden, wir wußten, daß diesen Mann die unbezahlte Dankesschuld seinem Freunde gegenüber quälte.

Der Herr von Radoll war ein Sonderling, das erfuhren wir vom Gärtner, der uns bei den Vermessungen half. Er erzählte, daß immer an einem bestimmten Tage der Baron fastete. Und am folgenden Tage sperrte er sich den ganzen Tag in sein Zimmer ein, ohne zu essen. Am frühen Nachmittag ließ er sich ein halbes Glas Wasser bringen, das er austrank. An diesem Tage stand das Bild Saverns auf dem Tisch.

Wir verstanden, daß Radoll sich immer wieder, Jahr für Jahr die Situation ins Gedächtnis rufen wollte, daß er sich daran erinnern mußte, wie sehr der Durst ihn gequält hatte und welcher Gefahr er durch die Treue seines Freundes entronnen war.

*

In der Kreisstadt, in der ich ein möbliertes Zimmer bewohnte, hatte ich eine Nachbarin, ein junges Mädchen und „gelehrtes Huhn", wie der Hauswirt zu sagen pflegte. Sie gab Unterricht in Mathematik. Sehr sonderbar, daß so ein gut aussehendes Mädel keinen anderen Beruf hatte, als den Umgang mit der trockenen Materie der Zahlen. Sie hatte Schüler und Schülerinnen, die sie im Hause unterrichtete. Wir hatten wenig Berührungspunkte, grüßten uns und lächelten uns an. Interessant wurde mir die Sache erst, als ich einmal unter ihren Schülern einen Bekannten bemerkte, nämlich den Herrn von Radoll. Und dieses Ereignis nahm ich zum Anlaß, mit ihr zu sprechen.

„Der alte Herr von Radoll ist auch einer Ihrer Schüler?"

„O ja, und nicht der Schlechteste. Ich weiß nicht, warum er Unterricht nimmt, er weiß viel mehr als ich."

Ich sah sie erstaunt an.

„Er ist doch auch wohl nicht mehr jung genug, um noch zu lernen."

Meine Worte schienen ihr zu denken zu geben. Sie sagte eine ganze Weile nichts, dann hob sie den Blick zu mir.

„Warum aber kommt er dann zu mir?"

Ich konnte mich nicht enthalten, darauf aufmerksam zu machen, daß vielleicht Herr Radoll ein besonderes Interesse an ihr habe. Sie wurde rot.

„Mißverstehen Sie mich bitte nicht, ich will nur andeuten, daß Herr von Radoll ein Sonderling ist, dessen Interessen auf wissenschaftlichem Gebiet sehr vielseitig sind."

Damit endete unser Gespräch.

Der Zufall wollte es, daß ich einige Tage später den Schüler im Hause traf. Er begrüßte mich und fragte nach meinem Ergehen.

„Es geht mir gut," antwortete ich, „und ich hoffe das gleiche von Ihnen."

Er lächelte, und dieses Lächeln verschönte seine an sich harten Züge.

„Ich habe in der letzten Zeit eine Freude gehabt," sagte er, „ich habe einen Menschen gefunden, nach dem ich lange gesucht habe. Und sonderbarerweise habe ich ihn in meiner nächsten Nähe gefunden. Das ist das Komische an manchen Dingen, daß man sie in der ganzen Welt sucht, um sie in der Nachbarschaft zu finden."

Ich sah ihn fragend an. Da fuhr er fort:

„Ich will Ihnen etwas sagen: ich habe die Tochter Saverns gefunden. Und um sie kennenzulernen, nehme ich Unterricht bei ihr. Und mein Junge hat sich heute auch auf meinen Wunsch angemeldet."

Diese Mitteilung hielt ich für unsinnig.

„Aber das Mathematik-Fräulein heißt doch gar nicht Savern?"

„Nein, sie nennt sich Tenner. So hieß ihre Mutter. Ein sehr tüchtiger Privatdetektiv hat das herausbekommen, und ich bin sehr glücklich darüber."

*

Mein Beruf hatte mich weit fortgeführt. Erst nach sechs Jahren kam ich wieder einmal auf das Gut des Herrn von Radoll. Ich sah ihn von ferne an einem Rosenspalier stehen und neben ihm tollte ein kleiner blonder Junge mit einem Bernhardinerhund. Sein ganzes Wesen schien sich verändert zu haben, die Strenge seiner Haltung war einer natürlichen Beweglichkeit gewichen. Als er mich erblickte, rief er mich heran.

„Freue mich, Sie wiederzusehen," sagte er. „Wissen Sie denn auch, daß das kleine Mathematikfräulein meine Schwiegertochter geworden ist? Mein Sohn ist sehr glücklich. Ich weiß, Sie nehmen Anteil."

„Gewiß, ich nahm Anteil an diesem Manne, dessen Haltung mich rührte. Er hatte sein Leben damit zugebracht, sich an den Freund zu erinnern, der seinetwegen gestorben war. Jener hatte ihm die Treue gehalten, die er dem Toten hielt. Und was er dem Toten nicht geben konnte, das gab er der Lebenden. Er zog seines Kameraden Tochter in seine Familie, bewußt und mit Absicht. Hier war sie geborgen, hier wuchsen die gemeinsamen Kräfte auf in einem neuen Geschlecht, in dem alles Gute vereinigt war.

Man lud mich in das Haus. Die junge Baronin Radoll freute sich, mich zu sehen.

„Sie haben damals Recht gehabt," sagte sie, „mein Schwiegervater hatte andere Interessen, als ein Archimedes zu werden. Er wollte nicht Mathematik studieren, sondern mich."

Wir sprachen von anderen Dingen.

Der kleine Junge kam herein, machte mich auf dieses und jenes aufmerksam, schließlich zeigte er auf das Bild Saverns.

„Opa", sagte er darauf.

Stolz lag in seinen Worten. Herr von Radoll hob ihn zu sich und küßte ihn.

Später traf ich den Gärtner und erfuhr von ihm, daß sein Herr die Eigenheit mit dem Fasten aufgegeben habe. Der Brave knüpfte eine Folgerung daran, die mir einleuchtete.

„Es ist, als wäre der Herr aus dem Totenreich wiedergekommen . . ."

Ein Mörder besucht mich . .

Eine Geschichte aus Ostindien von Andreas Poltzer

Der Dampfer hieß „Sparta", und er machte seinem Namen alle Ehren. Doch wer Monate auf einer Sunda-Insel verbracht, die, fernab von der Route amerikanischer Touristendampfer, ihre Primitivität bewahrt hat, ist wenig anspruchsvoll. Selbst die bescheidene Kabine eines alten Ostindienschiffes, das mit der beachtlichen Geschwindigkeit von neun Knoten der Makassar-Straße zustrebt, dünkt ihn ein Luxus. Und ganz besonders, wenn er diese dünnwandige Koje mit den zwei Betten übereinander für sich allein ergattert hat. Dies unglaubliche Glück war mir widerfahren.

Wir hatten Bandjermasin passiert und umsteuerten die südöstliche Spitze von Borneo. Dem brühendheißen Tag war eine dumpfe, stickige Nacht gefolgt. Selbst die Schiffsplanken schienen zu transpirieren. Es war eine jener Nächte, die wir aus süßlichen Filmen kennen. Stille, unendliche Stille; nur das ferne Stampfen der Schiffsmaschinen und das Zischen der dunklen Wellen, die vom vorwärtspressenden Steven seitab schäumen. Sterne, ein Mond, der sein Spiegelbild im Meere zu berühren scheint das Wasser glänzt ölig, und in der Luft sprühen winzige, glimmende Pünktchen. Alles ist so unwirklich. Eine kolorierte, kitschige Postkarte: Schiff in der Tropennacht.

Wirklichkeit ist nur der rasende Puls des Passagiers. Mit jeder Seemeile, die der Dampfer hinter sich legt, wird die nördliche Breite um ein fünfzigstel Grad geringer — das Tropenfieber um ein fünfzigstel Grad höher. Syntax von Breitengrad und Fieberkurve.

Ich schreite über das verlassene Promenadendeck, wanke Treppen hinab. Durch die dünnen Wände dringt deutlich das eintönige Surren der Ventilatoren. Ich öffne meine Kabine. Die Luft in dem Raum ist erschreckend heiß, sie raubt mir den Atem. An meine Ohren dringt ein merkwürdiges Geräusch. Sollte ich mich in der Tür geirrt haben? Meine Hand sucht den Lichtschalter. Die elektrische Lampe flammt auf und ergießt

ihr Licht über die spartanische Einrichtung der Kabine. Ich erblicke meine Koffer.

Soweit wäre alles in Ordnung. Aber was sucht der fremde Mann in meiner Kabine? Er liegt, völlig angekleidet, auf meinem Bett und schläft; sein Atem geht laut. In diesem Augenblick öffnet er die Augen. Mit einem Sprung richtet er sich auf. Seine Rechte macht eine kurze, zögernde Bewegung nach der Hüfte, dann sinkt sie erlahmt herab. Der Mann sieht nicht gerade vertrauenerweckend aus. Sein Gesicht bedecken Bartstoppeln, die mindestens eine Woche alt sind; er trägt einen verblichenen Tropenanzug, der voller Ruß- und Oelflecke ist. Er schweigt und sieht mich mit seinem flackernden Blick an.

„Nun?“ breche ich die Stille.

„Warten Sie einen Augenblick, ehe Sie die Leute rufen!“ klingt es beinahe befehlend.

„Das bestimme ich, mein Herr!“ antworte ich und bin ein wenig überrascht, weil ich dieses verkommene Subjekt, das mit Gott weiß welchen Absichten in meine Kabine drang, „Herr“ tituliere.

„Sie gestatten, daß ich Platz nehme; ich bin nicht ganz fest auf den Beinen,“ sagt der Mann und läßt sich auf einen Stuhl sinken. Ich höre deutlich, wie seine Zähne klappern. „Können Sie mir eine Zigarette geben?“ fragt er.

Unverschämt. Doch ich erfülle seinen Wunsch. Gierig atmet der Mann den Rauch der Zigarette ein. Zwischendurch setzt er das Zähneklappern fort. Die Malaria muß ihn arg quälen.

Ich frage: „Warum nehmen Sie nicht Chinin?“

Er antwortet: „Weil ich keines habe!“

Stille. Dann fährt mein Besucher fort: „Dies ist ja der Grund meiner unerbetenen Visite. Ich hätte mich lieber an einen Steward gewandt, aber ein blinder Passagier kann nicht gut von den Schiffsangestellten etwas fordern. So schlich ich von einer Kabine zur anderen, bis ich auf eine traf, die nicht verschlossen war. Kaum befand ich mich in Ihrer Kabine, da wurde ich von einem Schwächeanfall überwältigt. Ich legte mich auf das Bett und schlief ein . . .“

„Und das soll ich Ihnen glauben?“

Er zuckte die Achseln und meint: „Ich spreche die Wahrheit.“

Laut schlagen seine Zähne auf. Er greift nach dem Puls seiner zitternden Linken. „Schätze 39,5!“ stellt er sachlich fest.

Ich erbarme mich seiner, hole ein Fläschchen und reiche es ihm. „Sie können es behalten!“ Gierig greift er danach. Und während er an den Pillen kaut, spricht er:

„Chinin ist so bitter, wie Zucker süß ist, erklärte mir einmal das Töchterchen eines Kontrolleurs. Ich glaube, die Kleine hat nicht einmal eine schlechte Definition getroffen . . .“

Ich betrachte meinen nächtlichen Besucher. Trotz seines abschreckenden Aeußeren empfinde ich etwas wie Sympathie für ihn. Er ist zweifellos ein gebildeter Mensch. Eine gescheiterte Existenz: Opfer des Alkohols und der Tropen. Auf dem Tisch steht eine Flasche Genever; die Holländer in Ostindien ziehen ihn dem Whisky vor.

„Ein Gläschen?“ erkundige ich mich, auf die Flasche weisend.

Er schüttelt den Kopf. „Danke, ich trinke nicht.“

Ich bin überrascht. Ehe ich dieser Ueberraschung Ausdruck verleihen kann, fragt mein Gegenüber: „Wie finden Sie die Welt?“ Da ich verblüfft schweige, fährt er fort: „Ich glaube, Sie sind Deutscher; Ihr Landsmann Schopenhauer hat mit seinem „Schlechteste der möglichen Welten“ den Nagel auf den Kopf getroffen . . .

Aber ich will Sie mit meinem philosophierenden Geschwätz nicht länger aufhalten. Darf ich mich entfernen, oder wollen Sie mich dem Kapitän übergeben . . .?“

Ich tue, als überlege ich. „Warum melden Sie sich nicht freiwillig beim Kommandanten? Vielleicht hat er Arbeit für Sie; Sie können Ihre Ueberfahrt verdienen. Ich will gern für Sie ein Wort einlegen . . .“

„Wenn ich zum Kapitän gehe, sind mir Deportation und Zwangsarbeit sicher. Ich habe getötet, Herr!“

Ich weiche zurück; er sieht es und lacht bitter. „Wenn es Sie beruhigt: Ich bin kein Mörder! Es war eine Affekthandlung, vielleicht begünstigt durch die Malaria tropia . . . Ich kam vor Jahren nach den Tropen. Die erste Zeit verbrachte ich in Surabaja, dann schickte man mich nach dem Innern Borneos eine Brücke bauen. Es war die gottverlassenste Gegend der Welt. In meiner Langeweile und Verzweiflung trank ich öfters über den Durst. Es unterlief mir ein grober Konstruktionsfehler, das kostete meiner Firma eine Menge Geld. Ich verlor meine Stellung. Obwohl ich seit diesem Tage nie wieder einen Tropfen Alkohol trank, war es vorbei mit mir. Ich konnte anfangen, was ich wollte, alles ging schief. Ich war Plantagenaufseher, und meine Arbeiter meuterten. Die Bank in Surabaja, die mich anstellte, ging nach kurzer Zeit pleite. Im Dschungel suchte ich Gold — und fand den tückischsten aller Malariafälle. Was wollen Sie, ich hatte eben kein Glück . . .

Sie können mit Recht fragen, warum ich nicht nach Europa zurückkehrte? Ich weiß selber nicht, was mich trotz aller Schicksalsschläge in Ostindien festhielt. Vielleicht wollte ich nicht so ganz ohne Mittel heimkehren; zu Hause wartet nämlich jemand auf mich — seit Jahren. Eines Tages lernte ich auf Bali einen reichen Amerikaner kennen; er schlug mir ein Geschäft vor.

Wissen Sie, was Riesen-Waranen sind? Große, fast fünf Meter lange drachenartige Eidechsen. Sie fressen Fleisch und sind gefährlicher als Krokodile. Diese Ungeheuer sterben allmählich aus, doch auf einigen unbewohnten Inseln der Sunda-See findet man sie noch. Es ist streng verboten, eine dieser Riesen-Warane zu erlegen. Der Amerikaner aber bot mir fünftausend Dollar für ein Exemplar. Ich zögerte nicht lange, wenn schon jemand zugrunde gehen mußte, dann lieber eine dieser Bestien als ich.

Es gelang mir, eine zu erlegen. Noch ehe ich das Tier abliefern konnte, wurde ich gefaßt. Einer der begleitenden Malaien hatte mich verraten. Ich erhielt eine erhebliche Strafe. Im Gefängnis gab es einen Aufseher, der mich aus unbekannten Gründen nicht leiden konnte. Er machte mir das Leben zur Hölle. Ich biß die Zähne zusammen, solange es eben ging. Dann . . . Nun, ich habe den Mann in einem Wutanfall oder im Malaria-Delirium niedergestochen. Ich flüchtete. Seit fünf Tagen halte ich mich auf diesem Schiff verborgen . . . So, und jetzt können Sie die Leute rufen!“

Ich schwieg und rührte mich nicht. Mein Besucher wartete eine Weile, dann verließ er wortlos die Kabine. Es waren noch keine drei Minuten verstrichen, als laute, erregte Rufe in meine Kabine drangen. Ich eilte hinaus. Zwischen einigen Matrosen erblickte ich, bleich und vom Fieber geschüttelt, meinen nächtlichen Besucher. Er war, wie ich gleich danach erfuhr, als er von mir kam, dem zweiten Offizier direkt in die Arme gelaufen. Er schaute mich an, doch ich glaube, er sah mich nicht.

Ich ging in meine Kabine, legte mich ins Bett und konnte lange nicht einschlafen. Als ich erwachte, war es noch ziemlich früh. Ich ging an Deck. Wir steuerten in dem seichten Meer auf Balik-Papan, den Oelhafen Borneos, zu. Ich erblickte den Kapitän und sprach ihn an. Kaum hatte er meine ersten Worte vernommen, rief er verdrossen:

„Lassen Sie mich mit diesem Kerl in Ruhe!“ Er ist heute in aller Frühe entwischt . . . Ueber Bord gegangen!“

Ich blickte hinüber zur sumpfigen Küste und fragte: „Ein guter Schwimmer kann doch ohne Schwierigkeit das Ufer erreichen?“

„Selbst ein mittelmäßiger Schwimmer — wenn die ihn da durchlassen . . .“ Der dicke Kapitän wies auf das Wasser, wo helle, dreieckige Zacken um das Schiff kreisten. Ich sah schärfer hin und erkannte: es waren die Rückenflossen der nimmersatten Menschenhaie.

Fröhliche Ecke

Lauernde Gefahren

„Was ist dir passiert? Warum hinkst du?“

„Ich bin auf einer Apfelsinenschale ausgeglitten!“

„Großer Gott! Und du willst eine Italienreise machen?“

•

„Warum haben Sie denn die Verlobung Ihrer Tochter zurückgehen lassen, Herr Schniepe? Ein Halsspezialist ist doch keine schlechte Partie!“

„Ja, er sagte, er wäre Halsspezialist. Wie wir uns dann erkundigten, kam's heraus, daß er in einem Herrengeschäft Kragen und Krawatten verkaufte“

Fleischlos

„Ich bin darum Vegetarier geworden, weil ich es roh und unzivilisiert finde, arme unschuldige Tiere zu töten!“

„Findest du es denn gesitteter, ihnen das Futter wegzuessen?“

•

Das stimmt

„Ein langer Weg ist das bis zu dir!“

„Da hast du recht, aber er muß schon so lang sein, wenn er bis hierher reichen soll!“

Eine Perle

„Kann ich den Herrn Direktor sprechen?“

„Worum handelt es sich?“

„Ich habe hier eine Rechnung — —“

„Der Herr Direktor ist gestern aufs Land gereist!“

„— — die ich bezahlen wollte!“

„Aber er ist heute früh zurückgekommen! Bitte, treten Sie doch näher!“

•

Verfrühte Freude

„Lieber, alter Freund, wie ich mich freue, dich wieder einmal zu treffen!“

„Du freust dich umsonst — ich kann dir's noch immer nicht zurückgeben“